

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 12

Artikel: Der Einzelne und die Gemeinschaft : im Lichte der neuen
Persönlichkeits-Psychologie
Autor: Prinzhorn, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Einzelne und die Gemeinschaft

im Lichte der neuen Persönlichkeits-Psychologie¹⁾

von *Hans Prinzhorn*

I.

Was « der Mensch » eigentlich in seinem tiefsten Wesensgrunde sei, was an ihm unverlierbar wichtig, was hingegen nebensächlich, zufällig sei, darüber sind beinahe unendlich viele Meinungen geäußert worden, private, wissenschaftliche, kirchliche, staatliche und was nicht noch für welche. Jede Zeit, jedes Volk, jede Kultur, ja jede Gruppe und sogar jeder ein wenig eigenbrötlerische oder querköpfige Einzelne hat von jeher naiv geglaubt, seine eigene Meinung unterscheide sich von den Meinungen anderer hauptsächlich dadurch, daß sie richtig sei, während die andern aus Dummheit oder Böswilligkeit an ihrer abweichenden Meinung festhielten, obwohl sie « auch anders könnten », wenn sie nur wollten, d. h. wenn sie sich seiner persönlichen Meinung anschließen wollten. Dies ist nicht nur der wunderliche Pharisäer-Standpunkt politischer Parteien, sondern auch wissenschaftlicher Schulen und Richtungen, ja, wie bekannt, auch kirchlicher Institutionen.

Lassen Sie uns rasch, wie im vorübergleitenden Film, die Hauptwandlungen des Menschenbildes und der Spannung zwischen den Einzelnen und der Gemeinschaft an einigen Beispielen verfolgen: in den meisten Frühkulturen und erst recht in prähistorischen Urzeiten, soweit wir davon Kunde haben, stehen wenige Einzelne als Helden und Führer einer großen Zahl von Geführten gegenüber, in deren Schar dann der Einzelne nicht sehr wichtig genommen wird und sich gutwillig einfügt in die einfach gegliederte Menge der Urgemeinschaft. Diese natürliche Rangordnung – wie mannigfach sie auch vom nordischen Wikingen bis zum Mittelmeer-Orientalen und bis zum fernen Ostasiaten aufgebaut sein mag – formt sich immer neu aus dem wechselnden Machtverhältnis von überragenden Persönlichkeiten. Diese werden ebenso sicher Führer, wie der stärkste Hirsch Führer seines Rudels wird. Die erste wichtige Neuerung beim Menschen besteht

¹⁾ Rede, zum deutschen Verfassungstag 1928 in Stralsund gesprochen.

wahrscheinlich darin, daß der Führer-Rang nicht mehr durch körperliche Stärke allein, sondern auch durch geistige Überlegenheit erlangt werden kann, wodurch sich denn der kluge und erst recht der listige Schwache « oben zu halten » vermag. So entsteht die Führerschaft des « Wissenden » als des Weisen oder Priesters oder Gelehrten. Und die andere Spielart menschlichen Führertums stellt der Mann dar, der die Nahrungsmittel in seine Hand bekommt, sei es, daß er das fruchtbarste Land oder aber irgendein wichtiges Hilfsmittel des täglichen Lebens als persönliches Machtojekt festhält und ausbaut: so entsteht die persönliche Macht aus Besitz, sei es aus Bodenertrag, sei es später aus Kapitalisierung und Organisation von anderen Produktionsarten.

In den Hochkulturen ist diese einfachste Rangordnung: Einzelführer und geführte Masse, rasch überwunden zugunsten einer vielfältig gegliederten Ordnung. Von den weitverzweigten Staatengebilden Chinas Assyriens, Ägyptens, Griechenlands, Roms an, erst recht in den wechselnden Formen des mittelalterlichen deutschen Kaiserreichs und der neuzeitlichen Feudal-Staaten bis zur großen französischen Revolution läßt sich das Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft trotz aller Strukturunterschiede dieser über 3000 Jahre verteilten Staatsgebilde einheitlich so kennzeichnen: in der lebendigen spannungsreichen Einheit zwischen Führer und Masse spielt der Einzelne eine immer größere, eine wichtiger, selbständiger werdende Rolle. Man braucht sich nur zu erinnern, wie selbstherrlich die reichsunmittelbaren freien Städte dem Kaiser gegenüber auftraten, meist unter der Führung eines Bürgermeisters, der durch das Gewicht seiner Persönlichkeit und seiner Begabung einen natürlichen Anspruch auf diese Führung besaß. Er seinerseits mußte sich wieder mit den sich verselbständigenden Zünften und deren Führern einigen, wenn er bestehen wollte – man weiß, daß bei Konflikten zu allen Zeiten am liebsten das brutalste Argument verwendet wurde: der im Augenblick Mächtigere köpfte den andern – versteht sich unter Berufung auf Gesetz und göttliche Gerechtigkeit im Namen der Gemeinschaft, gegen die er sich vergangen habe. Wechselte die Macht im nächsten Jahre, so konnte dasselbe Schicksal, im Namen der gleichen Instanzen, wiederum ihn treffen.

Unabhängige starke Persönlichkeiten haben jederzeit eine Art von Sonderdasein neben der Gemeinschaft geführt – das muß nicht heißen, *gegen* sie, als Raubritter und Abenteurer, sondern kann sehr wohl *un-eigennützig für* sie geschehen, zumal bei den Reformatoren unter den Gelehrten, Künstlern, Weisen. Dennoch gibt es in Hochkulturzeiten

kaum je einen Menschen, der sich auf eigne Faust wirklich freigemacht hätte von der überkommenen Lebensform und Gewohnheit seines Standes. So ist der erste Revolutionär im vollen Sinne des Wortes erst Rousseau, während man bis dahin nur von Reform oder denn von Rebellion gegen einen Fürsten, eine Regierung, einen Gesetzeszwang reden kann. Das ist aber etwas ganz anderes als der « unentwegte Drang » nach Umwälzung aller Gemeinschaftsformen, die im Laufe von Jahrtausenden gewachsen sind, zugunsten eines schwärmerischen Ideals, einer Utopie, die den Wunschphantasien eines feinen weichen Menschenfreundes entsprang, ohne sich auf Lebenswirklichkeiten zu gründen. – Denn wo sind die Belege für den lieben guten Wilden eines paradiesischen Urzustandes und wo vor allem für die Liebe und Güte des neuen Menschen, der doch alsbald im Namen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sich genau so im Blut berauscht wie der alte düstere Tyrannenfürst und der abenteuernde Eroberer? Nicht zu vergessen die Kirche, die im Namen des Gottes der Liebe Tausende und Tausende marterte und verbrannte, und in deren Namen weitere Tausende, so von den nächsten Blutsbrüdern wie von herrlichen Fremdvölkern, hingsgeschlachtet wurden, wenn deren Goldschätze die Gier des Europäers lockten – die Geschichte von Cortez im Lande der mexikanischen Azteken gehört zu denjenigen, die man jedem Kulturidealist immer wieder ins Gedächtnis rufen muß, wenn man wahre Menschenkenntnis pflegen will.

Für uns, die wir bemüht sind, aus unbefangener Einsicht in das Wesen des Menschen und seine Stellung in der Welt, in der Natur und in der Geschichte ein richtiges, wirklichkeitgemäßes Weltbild aufzubauen, fängt am Ende des 18. Jahrhunderts in Krämpfen und Krisen eine neue Phase der Menschheitsgeschichte an: zugrunde geht der alte patriarchalische Herrenstaat, der Lebensstil einer führenden Gesellschaft, wie sie kennzeichnend ist für alle geschlossenen Kulturen, die alte Rangordnung der Stände, die jedem Einzelnen von Geburt an ungefähr seinen Platz anweist und jedenfalls seinen Entwicklungsradius beschränkt. Zugrunde geht damit aber auch, psychologisch gesprochen, das sichere Weltgefühl, das aus jeder stetigen Gesellschaftsordnung für alle Beteiligten, selbst für die relativ schlecht Versorgten, unbedingt erwächst. Denn dies gehört zu den tiefsten und unablenkbaren Bedürfnissen des Menschen: daß er wissen will, wohin er gehört, was ihm zukommt, was ihm offensteht.

II.

Unsere heutige Betrachtungsweise dieser Gemeinschaftsfragen zielt tiefer als die früher üblichen, weil sie alles Lebendige einbezieht, zumal das gesamte Tierreich. Die uns überlegene Sicherheit und Lebensfähigkeit des Tieres beruht darin, daß es in einem Lebensraume verweilt, in den es hineingehört, daß es dort findet, was es als Nahrung und Bergung braucht, daß es nicht in Experimente hineingezogen wird – der Fisch wird nicht « aus Interesse » versuchen, an Land zu gehen, das Landtier nicht, über Meer zu schwimmen. Nun, was der Mensch an entsprechenden sicheren Ordnungen möglicherweise besitzen kann, das entspringt ausschließlich aus den in langer Tradition erwachsenen oft erprobten Ordnungen der Volks- oder Staatsgemeinschaft – diese bietet den einzig haltbaren Ersatz für die Naturordnung, in der das Tier lebt. Dessen Sicherheit beruht jedoch nicht nur darauf, daß es hat, wessen es bedarf, sondern noch tiefer darauf, daß Innenwelt und Umwelt sich bei ihm vollkommen decken, daß seine Wunschphantasie es nicht in Abenteuer, in Erfindungen, in Programme zur Verbesserung seiner Lebensumstände, in neue Produktionsformen und dergleichen hineinzieht – so kann es nicht unzufrieden werden mit seinem Dasein, weil kein Vergleich mit anderen Möglichkeiten es neiderregend beunruhigt.

Gehen wir noch einen Schritt weiter in der psychologischen Deutung dieses Urzustandes, so müssen wir fragen: wie erlebt denn wohl ein Tier die Welt – im Unterschied vom Menschen? Der naheliegende Einwand: darüber könnten wir doch nichts wissen, weil kein Tier uns verlässliche Mitteilung darüber machen könne, ist nicht stichhaltig. Wir vermögen durch zahlreiche, freilich höchst subtile Forschungsmethoden auf Grund unendlich mühseliger Versuche und strenger Überlegungen heute allmählich einiges Sichere über das Seelenleben des Tieres im allgemeinen und bei manchen Tierarten auch bis ins Einzelne hinein zu sagen. Wir haben das Tier gleichsam eingekreist, indem wir alle ähnlichen Verhaltensweisen zum Vergleich herangezogen haben, die wir etwas genauer und sicherer erforschen konnten: also das Verhalten der Kinder, die uns manchmal später sagen können, wie sie früher die Umwelt, die Menschen, sich selbst erlebt haben und was sich seither beim Reiferwerden geändert hat; oder das Verhalten « primitiver » Menschen, die in mancher Hinsicht dem Verhalten von klugen, d. h. natursicheren Tieren näher stehen als dem des denkenden europäischen Menschen; oder das Verhalten von Menschen, die Schädigungen er-

litten haben, zumal am Gehirn, wie das im Kriege ja wie ein ungeheures Massenexperiment geschehen ist. Was uns von den Ergebnissen dieser vergleichenden Forschungen für unser Thema besonders lebhaft fesselt, ist folgendes:

Die vollkommene Einheit von Innenwelt und Umwelt, darin das Tier wie der naturgebundene Frühmensch lebt, bewahrt das Lebewesen vor den meisten Problemen, die dem Kulturmenschen alltäglich, ja beinahe Hauptinhalt seines bewußten Daseins sind. In wenigen Schlagworten, die sich z. T. an Max Schelers letzte Arbeiten anschließen: das Tier, völlig sicher eingeordnet in seinen Lebensraum und in die rhythmischen Abläufe von Tag und Nacht, von Jahreszeiten – trägt sein Muß in sich, es kann *nicht* auch anders, es kann *nicht* wählen, es kann vor allem nicht Nein sagen, wenn Triebhaftes in ihm geschieht. Denn dies Triebhafte läuft in ihm ab wie Wind und Wetter draußen, es steht nicht in seiner Macht, etwas daran zu ändern. Für das Tier gibt es nicht klar abgegrenzte Gegenstände, « Dinge », wie für uns, sein Erlebnis der Umwelt sieht mehr so aus, wie es kurze Sätze dieser Form sagen: « etwas zum Fressen, etwas zum Lieben, etwas zum Fürchten », wobei natürlich Bekanntheit mit diesem « Etwas », ja engste Vertrautheit, Wiedererkennen u. dgl., über Gehör, Geruch und Gesicht ebenso leicht entsteht, wie bei unsrer Art, Einzelheiten als Eigenschaften eines Objektes uns zu « merken ». Das Tier hat schließlich keine Möglichkeit, « Ich » zu erleben, das heißt genauer: sein Ich und die Dinge draußen als zwei getrennte Tatsachen aufzufassen. Der Knochen ist für den Hund eben nur « etwas zum Nagen », erlebt als eine Anziehung durch Geruch, Getast, ein unwiderstehliches Hinmüssen, Nagen- und Fressenmüssen. Lassen wir uns nur nicht mehr irreführen durch die Dressierbarkeit des Tieres, die ihm gleichsam das menschliche Nein künstlich einpflanzt oder aber körperliche Verhaltensweisen äußerlich einübt, die beim Menschen aus bestimmt entwickelten Fähigkeiten jederzeit spontan entspringen und sich ständig nähren und verfeinern können. Niemals erlaubt eine Leistung einen eindeutigen Rückschluß auf den seelischen Vorgang dahinter, so wenig wie ein Krug mit warmem Wasser erkennen läßt, ob ein Kohlenfeuer, eine Spiritusflamme, der elektrische Strom, ein innerer chemischer Umsetzungsprozeß die Wärme des Wassers verursacht hat, oder etwa einfach die Sonnenbestrahlung an windgeschützter Stelle.

Wie sieht es nun mit der Beziehung des Einzeltieres zur Gemeinschaft aus? – Bei Tieren, die in Gruppen leben, ist es unmöglich, daß

ein Individuum sich verselbständige und auf eigene Faust lebe – es ginge rasch zugrunde oder würde von den Genossen vernichtet, wenn es sich etwa gegen sie wendete. Es gibt aber bekanntlich Tierarten, die einzeln oder in Paaren leben: bei diesen müssen wir die Naturbindung uns wohl so eng denken, daß sie in ihrem Lebensraume gleich vertraut, in natürlicher Einigung mit Tieren derselben oder fremder Art leben wie Gruppentiere mit ihrer Herde. So gewiß in der Natur auch Kampf, Tötung und Blutdurst herrscht, so gewiß ist nicht dieser Kampf, sondern das natürliche Gleichgewicht zwischen harmloser Daseinsfreude und jenem Kampf um die Nahrung der Dauerzustand – während Darwin mit seinem vieldeutigen Schlagwort vom « Kampf ums Dasein » die Zustände des Wirtschaftskampfes im 19. Jahrhundert fälschlich in die Natur hineingedeutet hat. Kurzum: im Tierreich geht nicht der dauernde Konflikt zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft bis an die Wurzeln des Lebensgefühls, sondern es herrscht ein Zustand von schwebendem Gleichgewicht, dessen Störung sogleich lebensgefährlich für den Störenfried wird.

III.

Der wichtigste Unterschied der menschlichen Gemeinschaft von der tierischen liegt demnach darin, daß der Mensch, wenigstens auf der Kulturstufe, sowohl in der Gemeinschaftsbindung zu leben vermag als auch mehr oder weniger selbständig, einzeln, auf eigene Faust. Genauer gesagt, daß er ständig und grundsätzlich in Konflikt lebt zwischen den Anforderungen der Gemeinschaft und seinen persönlichen Wünschen. Dieser Konflikt ist auf gar keine Weise wegzuschaffen oder endgültig zu überwinden, sondern er muß in alle Ewigkeit von Fall zu Fall durch immer neue Entscheidungen gelöst oder ausgeglichen werden, um sogleich wieder neu aufzustehen. Und diesen Dauerkonflikt des Kulturmenschen tiefer durchschaut und in Worten gekennzeichnet zu haben, *ist ein Hauptverdienst der neuen Psychologie*. Wir können heute mit unwiderleglichen Gründen beweisen, warum es irrig, sachlich falsch ist, von dem sogenannten Individualismus – nämlich der Lehre, daß der Einzelne nur aus persönlicher Kraft und willkürlichen Entschlüssen das Leben meistern könne – die Lösung der menschlichen Dauerprobleme zu erhoffen. Und wir können ebenso zwingend zeigen, warum das Gegenteil davon – nämlich alle Lehren, die auf das Recht der Masse abgestellt sind – gleichfalls irrig und sachlich falsch sind, mag diese « Masse » nun einfach mechanisch als große Zahl, oder

als gegliederte Gemeinschaft, oder als Partei, als Kirche, als Staat gefaßt sein.

Diesen Hauptbefund müssen wir festhalten, weil nur von ihm aus alles andere verständlich wird: es macht geradezu das Wesen des Kulturmenschen aus, daß er auf eine völlig unlösbare, also tief tragische Weise zwiespältig in der Welt steht. Seine Gemeinschaftsbindung ist gelockert im Vergleich mit dem überaus festen Halt, den primitivere Gruppenformen ihren Gliedern bieten, seine selbstherrlichen persönlichen Glücks- und Machtwünsche sind maßlos gesteigert im Vergleich mit jenen Frühhmenschen, freilich aber zugleich verflacht, was wir nicht außer Acht lassen dürfen. Wie zahlreich auch die Spielarten dieser Spannung zwischen den Ansprüchen des Einzelnen und der Gemeinschaft sein mögen – nach Rassen, Zeiten, Kulturräumen, Reifestufen der Völker oder Nationen – so bleibt doch unwiderruflich dieser Urkonflikt als Schicksal des Menschen bestehen: der selbstherrliche Drang des Einzelnen stemmt sich gegen die Rechtsformen der Gemeinschaft. Würden wir unter diesem Leitmotiv die modernen Staatsbildungen durchmustern, so kämen wir zu einem sehr klaren Wertmaßstabe: unter den geschichtlich nun einmal so gewordenen Umständen, die uns als «Gegenwart», als Wirkungsraum für unsere Gestaltungskraft gegeben sind, wird *das* Staatengebilde am festesten stehen und am dauerhaftesten sein, in dem die geschilderte Spannung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft am offensten und am sachlichsten ausgekämpft wird. Die Stetigkeit und Großzügigkeit des englischen oder des schweizerischen Staatslebens ist nur von hier aus richtig einzuschätzen.

IV.

Mit Recht wird man hier die Frage aufwerfen: was haben diese soziologischen Erwägungen mit der mehrfach gerühmten neuen Persönlichkeitspsychologie zu tun? Inwiefern hat diese die Mittel geliefert, mit denen man in die Beziehungen zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft tiefer hineinleuchten kann als zuvor? Worin bestehen die wichtigsten Erkenntnisse, die uns heute bei der Beurteilung dieser schwer durchschaubaren und vieldeutigen Spannung zur Verfügung stehen? – Mit der Beantwortung dieser Fragen gelangen wir in der Tat erst zum eigentlichen Thema. Alles bisher Gesagte sollte nur dazu dienen, gleichsam einen Hintergrund, eine Bühne zu schaffen, auf der sich die rein psychologischen Erkenntnisse, die jetzt auftreten sollen, leichter verständlich machen können. Es sind nur wenige einfache

Grundwahrheiten, die sich hier kurz darstellen sollen. Die erste lautet: ein verkündetes Ideal sagt nichts aus über den wirklichen lebendigen Menschen, der dahintersteht. Ein paar alltägliche Erfahrungen als Beispiel: wer kennt nicht einige Exemplare männlicher und weiblicher Schönredner und Wichtigtuer, die von gütigen Worten und vielleicht auch eifriger Teilnahme an öffentlich sichtbaren Wohltätigkeitsbetrieben strotzen, jene « Hyänen der Nächstenliebe », wie eine gescheite Frau einmal gesagt hat? Wie oft sind sie im Privatleben eng, eigensüchtig, tyrannisch, kurzum das Gegenteil von der Schauseite, die sie den Mitmenschen bieten? Oder wer muß nicht an die zahllosen Untaten denken, die im Namen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Kultur, ja der Religion an fremden Völkern begangen worden sind? Wir streiften schon die Ausrottung und Ausraubung der Mexikaner, es steht nicht anders mit dem ehrwürdigen chinesischen Reiche zumal im englischen Opiumkriege 1842 – ja die ganze Geschichte der sogenannten Kolonisation ist zu mehr als der Hälfte eine schmachvolle Liste von Freveln, die unter verlogenen Scheinidealen aus Habgier geschehen sind. Schweigen wir von den Greueln, die in unseren Tagen unter allen möglichen Idealen teils an benachbarten Völkern, teils im eigenen Lande bei den meisten Nationen Europas geschehen sind – man sollte meinen, wir alle seien durch eine wahre Zwangserziehung in bezug auf Menschenkenntnis hindurchgepeitscht worden – und doch herrscht noch immer jener dunstige Glaube an schöne Worte und auf der andern Seite der äußerste Zynismus des Freibeuters, der von Erfolg zu Erfolg stürmen darf, weil er die Gutgläubigen mit idealen Programmen betäuben kann.

Wohl haben von jeher Dichter und Weise die Menschen verspottet, weil sie so leicht zu täuschen sind, ja offenbar so gern sich täuschen lassen. Hunderte von Aussprüchen ließen sich reihen, die dem Sinne nach übereinstimmen mit Lessings « man spricht am meisten von den Tugenden, die man nicht hat », oder mit Schopenhauers geistreichen Ausführungen über das, « was einer ist, hat oder vorstellt ». Dennoch verdanken wir erst Nietzsche die letzte Klärung in dem Zusammenspiel der Motive hinter den Handlungen und hinter den Idealen, ja sogar hinter den Worten und Begriffen des Menschen. Ihm verdanken wir eine erste Sicherheit in « jenem gefährlichsten Rückschlusse vom Werk auf den Urheber, vom Ideal auf den, der es nötig hat, von jeder Denk- und Wertungsweise auf das dahinter kommandierende Bedürfnis ». Das heißt, auf eine kurze Formel gebracht: der Mensch

lebt in Selbsttäuschungen – und zwar gerade in bezug auf seine am höchsten geschätzten Leistungen: seine Ideale, seine Moral, seine Religiosität, sein Denken, sein Wollen. Das ist freilich eine sehr gefährliche Wahrheit. Denn leicht könnte ein ganz Schlauer daherkommen und den Schluß ziehen: wenn alle diese idealen Werte auf Selbsttäuschung beruhen, so heißt das doch, daß es keinerlei Wahrheit gibt, daß nichts gilt und alles erlaubt ist? Damit wäre dem wildesten Nihilismus Tür und Tor geöffnet, was denn in der Tat unter Berufung auf Nietzsche gelegentlich versucht worden ist. Aber wer diesen Schluß zieht, verfällt einem gefährlichen Mißverständnis: er zieht nämlich seine Folgerung mit dem Intellekt, auf logischem Wege. Und da greift denn unsere neue Psychologie sogleich wieder ein und zeigt, daß im Bereiche des Lebendigen und gerade im Zusammenleben der Menschen keineswegs die Logik, das rationelle Denken den Ausschlag gibt – wieviel auch davon auf Programmen gedruckt werden mag – sondern etwas Tieferes, das im Einzelnen wie in der Gemeinschaft wirksam ist, ganz unabhängig davon, ob man es deutlich bemerkt und in Worten benennt oder nicht. Das sind die triebhaften Bedürfnisse, die aber nicht einfach auf den Sexualtrieb zurückführbar sind, wie das die Psychoanalyse zuerst versucht hat, sondern sich mannigfach, nur in den großen Hauptzügen erkennbar, durchkreuzen, aber zentriert um einen Liebesdrang, der tiefer ist als alle Vernunft und trotz aller menschlichen Gemeinheit stärker und verlässlicher als der reine Machttrieb.

Die Gefahr des radikalen Nihilismus – außer bei Nietzsche auch bei Dostojewski auf Grund ähnlich tiefer Einblicke in das seelische Chaos des Menschen unserer Zeit drohend – kann nur von *einem* Ansätze aus überwunden werden: eben von der *erlebten* Sicherheit aus, daß keine Entscheidung von Einzelmenschen wie von Gruppen rein nach der Logik, der Vernunft, der Idealität von Programmen gefällt wird, sondern daß eine jede auch von den Bedürfnissen, den Wünschen und der Liebeskraft der Menschen gefärbt ist, die unter der Fahne dieser Programme kämpfen. Erst wenn man einmal ganz sicher weiß, daß diese wirklichen Menschen allein, aber keineswegs jene scheinbaren Fassaden jede Gemeinschaftsform und jede Änderung bestimmen, erst dann beginnt die Möglichkeit echter Realpolitik im privaten wie im öffentlichen Leben. Darunter soll verstanden werden ein reifes Verhalten, das ohne ideologische Bedingung oder Forderung mutig der gesamten Wirklichkeit ins Auge schaut und ihr gerecht zu werden trachtet. Diesen Mut bringt nur auf, wer einige Gewähr dafür hat, daß

er über genügenden Weitblick und vielseitige Erfahrungen an sich selbst ebenso wie an anderen verfügt, so daß er vor umstürzenden Überraschungen sicher ist. Und da soll nun, manchen berechtigten Bedenken gegen die Psychologen zum Trotz, behauptet werden, daß unsere neue, hauptsächlich auf Nietzsche und nächstdem auf Freud und Klages fußende Seelenkunde berufen ist, diese Sicherheit zu vermitteln, indem sie die Umrisse des heutigen Weltbildes, das die Gesamtheit der Natur- und Geisteswissenschaften uns aufgebaut hat, mit der Innenwelt des Menschen in Einklang bringt. Dies aber vor allem durch allseitige Anwendung des Satzes, daß wir gut tun, hinter der Fassade der Ideale auf die lebendige Wirklichkeit der Menschen zu achten oder: Selbsttäuschungen zu vermeiden, den Mut zur Realität zu haben.

Eine zweite Erkenntnis von fundamentaler Bedeutung lautet: der tiefste menschliche Trieb geht auf die Einigung mit irgendeiner Stelle der Umwelt, sei dies nun ein Mitmensch, ein Stück Erde, eine Gruppe. Dieser Trieb, als Gefühl Liebesdrang, Hingabe- oder Bergungsdrang zu nennen, umfaßt alle ursprüngliche Beziehung zur Natur und den in ihr schöpferisch wirkenden Kräften als religiöse Haltung und alle Arten von menschlicher Bindung als erotische Einsfühlung, wobei keineswegs die sexuelle Lust alle anderen Formen der Verbundenheit zu erklären vermag, obgleich sie einen großen Vorrang durch ihre Heftigkeit und ihre biologische Bedeutung als Trägerin der Fortpflanzung genießt. Aber es ist barbarisch, die Liebe zu Freunden, zu Blutsverwandten, zu allem Lebendigen in Erdnatur und Kosmos ableiten zu wollen aus sexueller Lust. Vielmehr sind alle diese Einigungsantriebe gleich-ursprünglich mit jenem Sexualtrieb, der im Tierreiche noch eine unendlich geringere und aufs strengste geregelte Rolle spielt, während er erst beim Kulturmenschen gleichsam auf eigne Faust seinen Geltungsbereich verbreitert und im modernen Denken geradezu wuchert wie ein krankhaftes Gewebe im Körper. Es ist von höchster Wichtigkeit, dies zu wissen, wenn man der Wirklichkeit gerecht werden will. In der außermenschlichen Welt durchschlägt der Sexualtrieb in großen Abständen das alltägliche Dasein, meist aus gewitteriger Brunst wie ein Blitz hervorbrechend, in zeugender Vereinigung der Geschlechter sich lösend. Erst dem Menschen und den Tieren, die mit ihm leben, ist es vorbehalten, aus diesem seltenen und gewaltigen Naturereignis ein alltägliches Unterhaltungsspiel zu machen, das aus dem ursprünglichen Zusammenhange mit der Zeugung herausgelöst ist.

Unbegreiflich angesichts dieses Sachverhaltes, wie man den mensch-

lichen Hochmut so weit treiben konnte, daß der schlicht-gewaltige tierische Zeugetrieb entwertet wurde gegenüber dem bis ins Absurde gesteigerten und verderbten menschlichen Sexuallust-Triebe. Man sollte sich öfters in aller Bescheidenheit klarmachen, daß es lächerlich ist, in der Selbsttäuschung zu verharren, als könne der Mensch in bezug auf seine Sexualität herabschauen auf das Tier. Umgekehrt verhält es sich – aber solche Erkenntnis stellt harte Anforderungen an Gehirne, die überhitzt sind vom andauernden Zwangsdenken an Sexuallust, wie das heute nicht selten ist. Insofern hat in der Tat die Psychoanalyse recht, wenn sie uns darauf achten gelehrt hat, daß hinter den Gedanken und Worten viel mehr Sexualwünsche lauern, als es unser waches Bewußtsein zugibt, und daß wir durch Sitte und Gesetz darauf dressiert sind, diese Wünsche zu verdrängen. Aber die Lehre, die auf solchen richtigen Beobachtungen aufgebaut wurde, ist noch keineswegs in eine haltbare Form gebracht, und ihre Verbreitung in der Öffentlichkeit verdankt sie großenteils eben jenem geschilderten wuchernden Sexualinteresse, das für Zeiten des Kulturverfalls so kennzeichnend ist – man vergleiche das späte Rom! – Wir können auf diese ungemein fesselnden und aufschlußreichen Probleme hier nicht eingehen.

Fassen wir den zweiten Kernsatz der Persönlichkeits-Psychologie noch einmal anders, so steht also fest, daß der Trieb nach Sexuallust künstlich herausgelöst ist aus viel größeren Zusammenhängen. Er gehört zu dem Grundtriebe, der auf Einigung von Natur und Menschen aus ist und begleitet ursprünglich den Zeugungsakt. Daß alles Tun, Formen, Denken, kurzum alle Kulturgebilde und das ganze Verhalten des Menschen mitbestimmt oder mindestens gefärbt ist von der besonderen Spielart der persönlichen Einordnung seiner Sexualität in sein Weltbild, hat Nietzsche mit einem Satze programmatisch festgelegt: « Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in die letzten Gipfel seines Geistes hinauf. » Die psychoanalytische Sexualtheorie ist als einseitige Ausführung dieser Erkenntnis in ihrem Wert und in ihren Grenzen zu verstehen und richtigzustellen.

V.

Ein dritter Kernsatz: Lebensvorgänge sind an sich unbewußt, und verlaufen auch im Menschen noch, wie in der ganzen Natur, zwangsförmig, rhythmisch-gegliedert (nach dem Typus von Tag und Nacht): so der Herzschlag, Ein- und Ausatmen, Nahrungsaufnahme und -abgabe und vieles andere – ursprünglich alles Triebhafte. Beim Menschen

ist aber zu der Leib-Seele-Einheit des Lebewesens noch eine neue Schicht hinzugekommen: das Bewußtsein, in dem alles Erlebte sich noch einmal spiegelt, einschließlich des Ichs, an dem das Erlebnis geschehen ist. Und dazu gehört der Wille, der sich auf gedachte Zwecke einstellen kann, je nachdem der Mensch ein Interesse an diesen Zwecken hat. Hier wird der tiefe Unterschied zwischen dem Tiere und dem Menschen am deutlichsten: alles Triebhafte ist ein dunkler Drang, ein Müssen, eine Kraft, die gleichsam von hinten treibt, wohl auf eine bestimmte Art der Erfüllung zu, nicht aber auf einen gedachten Zweck: was ich will, bezwecke, woran ich ein Interesse nehme, ehe ich mich ihm unter dem Druck des Triebes widme, das liegt vor mir, es bietet sich dem Bewußtsein oder dem geistigen Auge dar. Dieser Vorgang ist menschlich und zwar nur-menschlich, er hat mit dem Denkvermögen und der Sprache zu tun.

Zugvögel haben kein Interesse daran, einmal nach Ägypten zu reisen, wohl aber Menschen. Jene müssen ohne Möglichkeit der Wahl aufbrechen, wenn ihre Zeit gekommen ist. Es ist auch, nach einem drastischen Ausdruck von Klages, absurd, von einem Zeugungsinteresse des Bullen zu reden, wohl aber bewegt den Menschen ein (geistiges!) Sexualinteresse und nebenher vielleicht aus Erbschaftsgründen ein Fortpflanzungsinteresse, das erst recht als höchst bewußt und geistig anzusprechen ist. Im Gegensatz dazu steht der unbewußte triebhafte Vereinigungsdrang, der beim Tier noch einfach zwangsläufig und – letzten Endes kosmisch – geordnet wirkt, beim Menschen überlagert ist von zahllosen bewußten Gedanken, Zwecken, Verzerrungen – einem Chaos, das nur auf Grund äußerster Sorgsamkeit, Klugheit und instinktstarkem Tiefblick in die Lebens-Grundtatsachen durch neue sinnvolle Gesetze zu ordnen ist.

Soviel ist ja heute wohl allgemein klar geworden, daß aus zahlreichen Mißverständnissen der angedeuteten Art die Moral des 19. Jahrhunderts in allen Richtungen gescheitert ist. Fragen muß man sich heute lediglich, ob wir ganz neue Spielregeln für das Verhalten des Einzelnen in der Gemeinschaft erfinden müssen, oder welche uralten Weisheiten etwa bei der unaufhaltsamen Erneuerung von Sitte und Brauch uns als Wegleitung dienen können. Hierzu wußte die Psychologie um 1900 sehr wenig zu sagen, die neue Psychologie hingegen hat so viel, und zwar hauptsächlich auf erleuchtende tiefe Anregungen Nietzsches hin, an sicheren Einsichten gewonnen und aus altem Erkenntnisgut wiedergewonnen, daß in Kürze nur Dummheit und Feigheit es den denkenden

Zeitgenossen noch ermöglicht, sich an diesen etwas gefährlichen aber starken und wirklichkeitsgemäßen Einsichten und dem daraus folgenden Zwange zu Neuordnungen vorbeizudrücken.

VI.

Ein vierter Kernsatz: alle sogenannten « Eigenschaften » eines Menschen sind vieldeutig, können aber im Einzelfalle so erforscht werden durch Charakteranalyse, daß man daraufhin sagen kann: der « Mut » etwa des einen Menschen ist echter überlegener Wagemut eines Starken, der gewohnt ist zu siegen und ängstliche Bedenken nicht kennt – Typus « Löwenmut »; der andere hat den Mut des Spielers, der nur wach wird, wenn er in einer bestimmten Situation mehr und mehr riskiert, alles « aufs Spiel setzt », wie man ja auch bildlich sagt, aber außerdem vielleicht ein ängstlicher Hypochonder ist; der dritte hat seine Angst systematisch bemeistert, weil seinem Ehrgeiz daran liegt, gute Figur zu machen; der vierte ist aus Freundschaft oder auch Begeisterung für die gute Sache einer Gemeinschaft « zu allem fähig », besonders zum Selbstopfer, während er für sich allein sorgsam Gefahren meidet; der fünfte denkt schlaue berechnend und feige immer an seinen persönlichen Vorteil und wird plötzlich tollkühn, wenn die Begierde nach einem guten Fang ihn treibt; der sechste ist vorsichtig, aber von einer unbeugsamen Zähigkeit, wenn es gilt, Widerstand zu leisten; der siebente sprunghaft, keck, angriffslustig, aber rasch erlahmend bei Widerstand – so könnte man Dutzende von Spielarten des « Mutes » aneinanderreihen. Im Einzelfalle kann es aber von höchster Wichtigkeit sein, sich über die Befähigung eines Menschen zu dieser oder jener Leistung ein verlässliches Bild zu machen.

Früher, als es noch auf einige Jahre der Probe, des Kennenlernens nicht ankam, hatte man wenig Anlaß, sich um solche Methoden der Persönlichkeits-Psychologie den Kopf zu zerbrechen. Noch früher spielte der Einzelmensch keine Rolle und zugleich war die Instinktsicherheit im Erfassen der Persönlichkeit noch größer, dazu die sozialen Verhältnisse und die Aufgaben, die man stellte, einfacher, übersichtlicher. Dies alles hat man zu berücksichtigen, wenn man verstehen will, warum gerade heute solch ein allgemeiner Drang nach feinerer Menschenkenntnis herrscht und ein kritikloser Hang, von exakter Schriftdeutung bis zur Wahrsagung aus Karten alle erdenkbaren Techniken anzuwenden.

Der Hauptgrund für dies Suchen ist aber, daß die meisten festen

Halte geschwunden sind – und diese liegen ausschließlich in den durch lange Tradition geprägten Formen der Gruppen und Gemeinschaften, die wiederum im Ganzen eines Volkes, eines Staates ihre natürliche Gliederung und ihre Selbstsicherheit finden. Welche Form des Mutes, um bei unserm Beispiel zu bleiben, in einem gegebenen Staatsgebilde am höchsten gilt, das kann nicht durch Willkür eines Einzelnen oder Gesetzgebung eines Ausschusses festgelegt werden, sondern das folgt unentrinnbar aus der Eigenart eines Volkes nach Rasse, Hauptbetätigung, Kulturstufe. Man vergleiche den starrköpfigen, stummen Mut, der das Ideal der Nordgermanen von jeher gewesen ist, mit dem des flackernden, wortreichen, kühnen, aber leicht erschöpfbaren südlichen Idealtypus! Oder die verschlagene Zähigkeit des Japaners mit dem Sportideal des Amerikaners und dem zwischen Gutmütigkeit, schwärmerischen Menschheitszielen und stumpfer Grausamkeit schillernden russischen Ideal. Und man bedenke, welche neuen Formen des Mutes in den letzten Generationen aufgekommen sind: das sportliche Ideal einerseits und das schrankenlose Besitzideal andererseits – beide völlig international, beide eigentümlich selbstherrlich zu inhaltsarmen Zielen verlockend. Dort die Rekordleistung, die höchste Zahl einer Reihe, die höchste Stufe einer Leiter, auf der man über alle Wettbewerber hinausklettert – wohin? zu kurzem Ruhme, nämlich bis ein anderer Rekord die Massen mehr interessiert. Oft aber gleichzeitig zu langer ruheloser Qual, weil der einmal erlebte große Augenblick des Erfolges bei Unreifen alles spätere Erleben entwertet. – Hier beim Wettkampf um die höchste Besitzziffer die bizarre Situation, daß alle Gemeinschaftsarbeit als Material in die kapitalistische Rechnung geworfen wird, ein Spekulationsobjekt für die wagemutigen Einzelnen, die womöglich mit dem Resultat ihrer Kühnheit, den Millionen, in den Händen, eines Tages ratlos dastehen und wiederum nicht wissen: was tun damit? Man kann ähnliche Vieldeutigkeiten an der Menschenliebe, am Gerechtigkeitsinn, an der Bescheidenheit und allen derartigen aus mannigfachen Tendenzen zusammenschießenden «Eigenschaften» leicht zeigen. Das Ergebnis wird stets sein: eine solche Verhaltensweise ist mitbestimmt von der Situation in diesem Lebensraum, durch diese Kulturstufe, diesen Volkscharakter – und selbst ihre Entstehung, der Motivzusammenhang im Einzelmenschen, ist nicht «selbstverständlich» nach einem Schema, sondern lediglich aus der Verquickung mit der Sonderanlage dieses Menschen, nämlich seines Charakteraufbaus richtig zu erfassen. Für diese verwickelten Verhältnisse eine Wegleitung zu geben, ist die

praktische Aufgabe einer Charakterkunde. Aber schon diese kurzen Streiflichter zeigen, wie schwierig diese Aufgabe ist – weil wir erstens nicht gewohnt sind, das Verhalten der Menschen so unbefangen zu prüfen, vor allem frei von eigenem Interesse und Vorteil, und weil zweitens unsre Begriffe nicht auf die seelische Wirklichkeit eingespielt sind, sondern auf moralische Urteile über den Effekt, den die Tat oder der Gedanke oder der Gefühlsimpuls eines Menschen in diesem einen Falle hat, oder gar nur zu haben scheint.

Wie kann man aber eine Gewähr finden, daß man im Einzelfalle richtig urteilt? – das ist die schwerwiegende praktische Frage, die jedermann stellen wird, den diese Betrachtungsweise fesselt. Darauf ist zu erwidern: erstens ist echte, tiefe Menschenkenntnis ebenso selten wie die sogenannte geniale künstlerische Begabung – aber man kann natürlich durch gute Unterweisung und Übung seine Sicherheit stärken und sein Blickfeld erweitern. Zweitens besteht eine unübersteigbare Schranke: niemand kann über seine eigene seelische Differenzierung hinaus einen andern richtig einschätzen. Und drittens diktiert jede weltanschauliche Bindung ganz bestimmte Wertungen, die sich zwischen den Erkennenden und den von ihm betrachteten Menschen schieben: für den Antialkoholiker, für den Parteipolitiker, für den Kirchenstrengen werden Teile der Lebenswirklichkeit indiskutabel, obwohl sie für andere Zusammenhänge von tiefer Bedeutung und ansehnlichem kulturellem Range sein können.

VII.

Es ist wahr, all diese Erklärungen drehen sich ein wenig im Kreise – weil nämlich in alle Ewigkeit kein Mensch seine Privatperson ausziehen kann, wenn er Mitmenschen gegenübersteht. So lange man das nicht weiß, ist man gutgläubig überzeugt, den andern «objektiv» zu beurteilen, auch wo man die beschränkteste Tyrannei ausübt. Läßt man sich aber den Maßstab von einer Gemeinschaft liefern – Kirche, Partei, Verein, Sekte, – so beurteilt man eben nicht mehr die Person, sondern die Gesinnung, und zwar darauf, ob sie vereinsgemäß ist. In jedem Falle bedarf es eines Entschlusses, eines Sprunges aus dem Kreise der naiven Menschenbetrachtung heraus, sobald man Persönlichkeiten richtig, allseitig zu erkennen wünscht. Und die ganze Schwierigkeit dieser Psychologie läßt sich schlagwortartig so kennzeichnen: es handelt sich stets darum, den exzentrischen Punkt für die Beobachtung zu finden, den Punkt außerhalb der Enge der eigenen Person. Während nun bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Überlieferung in den kulturellen

Gruppen so fest war, daß es eigentlich kaum in Frage kam, ob man sich etwa einmal außerhalb der Traditionen unserer Zeit stellen solle, wetterleuchtet, zumal dank Nietzsche und Dostojewski, dauernd die radikale Frage nach den Mächten der Tiefe, die eigentlich hinter der Fassade unserer menschlichen Umgangsformen wirken. Wohl ist der « Blick ins Chaos », wie Hermann Hesse einmal sagt, gefährlich, wohl droht den Schwächlichen von dort offener Nihilismus. Aber da es nun einmal unser Schicksal ist, in einer Zeit zu leben, die kühnere Abenteuer der Erkenntnis unternommen hat als viele andre Zeiten, und da uns obendrein auch die Ereignisse der äußeren Welt überall vor neue Entscheidungen gestellt haben, so gibt es für selbständige Menschen keine Wahl: wir müssen hindurch oder zurück und wählen in dieser Notlage mutig das « Hindurch »! Wir nehmen das Risiko, das jede neue Situation birgt, auf uns im Vertrauen auf die alten Lebenskräfte, an denen wir noch teilhaben wie einst unsere Ahnen, die in übersichtlicheren Zeitläuften es leichter hatten, am Aufbau von Kulturen tätig mitzuwirken.

VIII.

Ein letzter Kernsatz folgt aus unsern Betrachtungen über die Vieldeutigkeit der persönlichen « Eigenschaften »: zwischen der « Eigenart » des Einzelnen (dem Charakter einschließlich der Begabung in jeder Hinsicht), der erwünschten « Gesinnung » einer Gruppe und schließlich deren Programm oder Dogma sind zahllose Kombinationen möglich, während man allzu leichtsinnig in dem Schema denkt: « wer zu meiner Partei gehört, ist dadurch günstig charakterisiert ». Wieviel grobe Täuschungen entstehen bei solchem Schematismus! Wieviel Eigennutz, Ehrgeiz, dumpfe Bequemlichkeit bedient sich nicht des Parteiprogramms, ohne wahre innere Beziehung dazu. Und wie viele stehen deshalb abseits vom Parteibetrieb, weil sie die Gemeinschaft höher schätzen und ehrlicher fördern als die unentwegten Doktrinäre!

Sobald man aber einmal begonnen hat, etwas von der angedeuteten Art offener Verständnis-Bereitschaft zunächst den Volksgenossen entgegenzubringen, wird man frei aus dem Kerker doktriner Parteilichkeit, in dem man allzu leicht verdummt und sich anscheinend vor Mißdeutungen und kurzsichtigen Gehässigkeiten gegen Andersdenkende nicht bewahren kann. Man beginnt einzusehen, daß jeder Mensch, ob er nun Hand- oder Kopfarbeiter, Beamter, Landwirt, Kaufmann oder was immer ist, mit allen übrigen den einen Konflikt teilt: den Zwiespalt zwischen persönlichem Wunsch und der Pflicht gegen die Gemein-

schaft. Er fühlt, handelt und denkt aus seinem persönlichen Notstand heraus, von dem ihn, den Einzelnen, niemand und keine Macht der Erde befreien kann – und er strebt einer Lösung dieses *seines* Notstandes zu, die innerhalb einer Gemeinschaft Sicherheit und Bergung für ihn gewährt. So weit gefaßt ist jedes einzelnen Mitmenschen Zustand, Konflikt und Wunsch der gleiche – unvermeidlich ist für alle Zeiten der Machtkampf – unvermeidlich ist die Maßlosigkeit, mit der viele Volksgenossen unberechtigten Forderungen nachgehen – darüber sentimental zu jammern und sich wie vor persönlichen Bosheiten moralisch in die Brust zu werfen, sollten wir endlich verlernen.

Eine Erkenntnis wenigstens ist uns heute leichter zugänglich als früher und ihr zuliebe lohnt es sich, etwas Selbstbesinnung zu riskieren, auf die Gefahr hin, daß man auch an der eigenen Person heilsame Enttäuschungen erlebe: die Erkenntnis nämlich, daß gerade ein gemeinsames Volksschicksal, eine Wandlung der Staatsform, eine Krisis der Weltgeschichte, notwendigerweise in jedem Einzelnen sich verschieden auswirken muß, je nach seiner Persönlichkeit und seiner Stelle im Volksganzen. Beachten wir das, so werden wir jene Ritterlichkeit des männlich-freien Kampfes lernen, der das einzige Zeichen dafür ist, daß ein Volk die Reife besitzt, sich selbst zu regieren.